

A. Univ.-Prof. Dr. Johann Holzner

UNIVERSITÄT INNSBRUCK
Forschungsinstitut Brenner-Archiv

A-6020 Innsbruck
Josef-Hirn-Str. 5
Tel. 0512 / 507-4500
Fax 0512 / 507-2960
E-Mail : Johann.Holzner@uibk.ac.at



*Laudatio
anlässlich der Überreichung des
Anton-Wildgans-Preises der
österreichischen Industrie an
Wolfgang Hermann*

Die österreichische Literatur spielt derzeit, anders als die Fußball-Nationalmannschaft unseres Landes, im deutschsprachigen Raum eine viel-beachtete Rolle. Allerdings: Vom Feuilleton wahrgenommen wird in der Regel lediglich ein sehr schmaler Sektor dieser Literatur, jener Sektor des literarischen Feldes nämlich, auf dem einige wenige Autorinnen und vor allem Autoren sich drängen und sich zugleich nicht zuletzt deshalb behaupten, weil sie sich untereinander solidarisch auch stützen. Aus dem Studium der Spielregeln des Literaturbetriebs könnte das Team Josef Hickersbergers also durchaus profitieren.

Der Literaturbetrieb indessen wäre weit farbiger, würde er sich verstärkt auch der Eigenbrötler annehmen, die sich weniger um das Gedränge auf dem Marktplatz und stattdessen mehr um die ästhetische Dimension ihrer Texte kümmern: um Präzision in der Beobachtung, um Verdichtung im sprachlichen Ausdruck, um die Weiterentwicklung der von Oskar Kokoschka eingerichteten Schule des Sehens. Es sind ja doch auch, wann immer wir zurückblicken in die Geschichte der Literatur, namentlich die Eigenbrötler, Hölderlin, Proust, viele wären hier anzuführen, die uns in erster Linie faszinieren, weil uns ihre Bilder eben (im doppelten Wortsinn) zu fesseln vermögen.

Viele der Bilder, die, meist mit wenigen Strichen gezeichnet, in Wolfgang Hermanns Geschichten und Gedichten auftauchen und oft beinahe umgehend wieder abgelöst werden durch neue, erzeugen einen geradezu unheimlichen Sog. Sie zwingen uns, laden uns jedenfalls dazu ein, stehen zu bleiben, inne zu halten, in sie hinein zu gehen; nach dem Vorbild des Künstlers, der in seinem Werk aufgeht, in ihm

verschwindet. – Eine bemerkenswerte Reflexion über diesen Prozess bietet uns die folgende Miniatur aus dem Band „Das Gesicht in der Tiefe der Straße“:

Wie das Bild einer Stadt sich verwandelt für den, der in es eintritt. Aus der Ferne: ein Schimmer, ein Versprechen. Aus der Nähe: eine unüberschreitbare Mauer. Leben.

Es wäre falsch, den Eigenbrötler Wolfgang Hermann einen Außenseiter des Literaturbetriebs zu nennen. Er ist seit zwanzig Jahren als freier Schriftsteller im Literaturbetrieb präsent, er hat eine lange Reihe von Büchern veröffentlicht, mehr als ein Dutzend, in vielen Verlagshäusern Aufnahme gefunden, in großen, bei Hanser, bei Suhrkamp, wie in kleinen, die noch immer Vorzugsausgaben produzieren und nummerierte Exemplare mit Farb-lithographien herausbringen, ich erwähne hier nur die Edition Thurnhof, er hat auch schon zahlreiche Stipendien und Preise erhalten und nicht zuletzt Würdigungen, insbesondere von Kolleginnen und Kollegen, gehaltvolle Würdigungen unter anderem von Zsuzsanna Gahse, Golo Mann, Erich Hackl und Peter Handke. Hermann ist kein Außenseiter des Literaturbetriebs, aber er gehört zu jenen Nomaden, die über den Durst der Ehrgeizigen nach Zu-gehörigkeit nur den Kopf schütteln können und sich das einsame Leben und Denken und Schreiben in der Wildnis oder an der Peripherie um keinen Preis nehmen lassen.

Die Vorstellung, dass Einsamkeit nichts anderes sei als ein Unglück, ein Nicht-zugelassen-Sein, ist ein Topos der Moderne. Eine der schönsten Geschichten zu diesem Thema, wohl auch die kürzeste, hat Günther Anders erzählt und unter einem kommentiert, und zwar in einem einzigen Satz:

Der barfüßige Junge, den ich, gleichaltriger Bürgerssohn, etwa 1910 vor dem Nobelrestaurant in Breslau beobachtete, und der, sich die Nase an der Glasscheibe plattdrückend, hineinzublicken versuchte, und den der Polizist mit der Frage: „was hast du hier denn eigentlich verloren?“ fortschubste, und der fortstolpernd „Nichts!“ antwortete, der hatte in der Tat recht: denn er hatte deshalb nichts verloren, weil er zuvor nichts gehabt hatte, was er hätte verlieren können.

Es liegt auf der Hand, was Anders damit zu sagen beabsichtigt: nämlich, dass Heideggers Diktum, „Dasein“ wäre eo ipso ein „In-der-Welt-Sein“, in einer von gewaltigen gesellschaftlichen Gegensätzen gespaltenen Welt so nicht gelten könne. Der Junge, der in einem Nobelrestaurant nichts zu suchen und nichts zu verlieren

beziehungsweise verloren hat, dem alles verschlossen und fremd ist, was ihn umgibt, der kann sich mit der Welt nicht identifizieren, er ist ein „Mensch ohne Welt“.

Einsamkeit in diesem Sinne, als Ausgeschlossen-Sein, ist eine Erfahrung, die seit Goethes „Tasso“ und Büchners „Lenz“ immer wieder thematisiert wird. Hermann beschäftigt demgegenüber ganz anderes, nämlich die Einsamkeit des Flaneurs, der die Distanz keineswegs löschen will, vielmehr schätzen gelernt hat, die es ihm ermöglicht, das Netz der Wörter, die etwa auf Bahnsteigen oder auch anlässlich der Eröffnung von Kunstausstellungen (keineswegs nur am Bodensee) gesprochen werden, aufzufangen und Kinder, Männer, Frauen, nicht zuletzt sich selbst mit „Gelassenheit“ (um ein Schlüsselwort Hermanns aufzugreifen) und zugleich mit Argusaugen zu beobachten.

Hermann, 1961 in Bregenz geboren, ist nach dem Studium der Philosophie in Wien (Abschluss mit einer Doktorarbeit über Hölderlin) weit in der Welt herum gekommen. Er hat jahrelang in Berlin, in Frankreich, in Japan gelebt. In seinen Arbeiten ist davon die Rede, kommt den Orten eine wichtige Rolle zu. Aber nicht die Hauptrolle. Denn Hermann ist kein Reiseschriftsteller, ihn interessieren die Reisen mit ungewissem Ziel.

Reisen „irgendwohin“, wenn sie nur herausführen aus den so genannten „kalten Zimmern“, aus der Schwermut und aus der Angst, unter der Hermanns Figuren häufig leiden, solange sie dem Geflecht der Erinnerungsfäden nicht entrinnen können. Paradigmatisch die Erzählung „Das Haus“, eine Reihe von ganz außerordentlich komprimierten Kurzgeschichten. Sie eröffnet schon durch deren bloße Anordnung Einblicke in einen Raum der Kindheit, der düsterer kaum sein könnte; Der Garten, Das Wohnzimmer, Das Eßzimmer, Die Küche, Das Büro, Die Garage, Der Keller, Mein Zimmer... In dieser Reihenfolge beschreibt ein Ich-Erzähler das Haus, in dem er aufgewachsen ist, das Vaterhaus. Und in der zuletzt erwähnten Geschichte „Mein Zimmer“ finden sich die folgenden Passagen:

Ein großer Mann steht in der Tür. Sein Schatten ist kalt. In der Hand des Mannes ist eine eiserne Feder. Berührt er sie, so singt die Feder. [...] Mein Vater hat eine Stimme wie Metall. Ich fühle den Dolch seiner Stimme. Licht fällt in das Gesicht des Mannes in der Tür, ich erkenne meinen Vater. Ich habe Angst. [...] Ich möchte fort. Ich möchte Vater nicht. Aber ich sehe keine Straße, keinen Fluß.

Das Ich möchte schreien. Aber es hat am Ende keine Stimme mehr. – Es hätte keine Stimme mehr, wäre da nicht Hermanns Erzählung, die ihm wenigstens die Stimme,

wenn schon nicht gleich das verlorene, das ihm ausgetriebene Selbstbewusstsein zurückgibt. Wo alle Zeichen unmissverständlich darauf hin deuten, dass die völlige Zerrüttung der Ich-Struktur kaum mehr aufzuhalten ist – „In einem Augenblick der Unachtsamkeit verschwindet man“, heißt es in der Erzählung „Die Unwirklichkeit“, die in vielem an den Erzählband „In kalten Zimmern“ zurück erinnert – , wo das Ich bereits „der Unwirklichkeit verfallen“ ist, dort schreitet, dem sich entgegen zu stemmen, Hermanns Erzählkunst ein.

Nichts ist diesem Autor gleichgültig. Aber Gleichmut zu bewahren, Abstand zu halten von allen Figurenperspektiven, ist ihm dennoch oberstes Gebot. Selbst dort, wo er seine Sympathien kaum verhehlen kann, wo er Figuren beobachtet, die aus ihrem „Ausgeschlossen-Sein“ eine Tugend machen und sich „frei“ kämpfen. – Der Held der Erzählung „Die Treppe“ hat viele Wochen in einem Krankenhaus verbracht; danach „ist nichts mehr wie es war“. Er sieht die Welt mit neuen Augen, ist glücklich, nicht mehr zu jenen zu gehören, die, wie seine Frau, den „Kleinkrieg des Alltags“ dringender benötigen als das tägliche Brot, und schlägt sich endlich auf die Seite der so genannten „Zeitdiebe“, die ein Leben führen, das ihnen ganz allein gehört. Nur, seine Frau, das versteht sich, darf dies nicht bemerken. Eines Tages freilich kommt er zu spät nach Hause:

Er steigt die Treppe hinauf, nicht zu schnell, von Stufe zu Stufe, denn erst die Treppe zeigt ihm seine Schwäche, die ihm noch in den Gliedern sitzt. Er schiebt den Schlüssel ins Schloß, dreht ihn lautlos um. Im Flur kein Geräusch. Er schließt die Tür ebenso leise. Er hat also Glück, sie ist noch nicht zu Hause. Sein Blick fällt auf seinen Koffer, der, seltsam, neben der Garderobe steht. Seine Frau steht mit verschränkten Armen im Türrahmen. In ihrem Blick zeigt sich ein metallenes Blitzen.

Dass dieser für unseren Helden, ebenso aber für die Leserinnen und Leser unerwartete, abrupte Schluss vieles, ja alles offen lässt, ist evident. Auch, dass er jeder Schwarz-Weiß-Malerei den Boden entzieht. Mit einem Mal erscheint die Figurenkonstellation, erscheinen aber auch Begriffe wie ‚Freiheit‘ oder ‚Versagen‘ eingetaucht in ein ganz neues Licht, in ein flackerndes Feuer, das alles beleuchtet, einmal stärker das eine, einmal stärker das andere, nichts aber gefährdet oder zerstört.

Ein Verwandter des Helden, den wir eben noch im Blickfeld gehabt haben, gemeinsam mit seinem Koffer, ist Herr Faustini, der Titelheld des Romans „Herr Faustini verreist“. Eine ziemlich linkische, schrecklich naive und doch höchst-

sympathische, eine Robert Walser-Figur, die sich „das Recht auf Muße – und meinetwegen auf Langeweile, so Herr Faustini“ herausnimmt und damit klar ab- und ausgrenzt von einer Welt, in der niemand mehr Ruhe genießt, „denn Muße hieß Freizeit und Freizeit bedeutete rauf aufs Rad, rein in den Fitnessclub, rauf auf den Berg, hinein in den Wellenspaß bis ins hohe Alter“. Aus Faustinis – engem – Blickwinkel läuft da vieles schief in dieser Gesellschaft, er zieht es vor, seinen eigenen Weg, „seinen eigenen ruhigen Schlendergang zu gehen.“

Peter Henning hat den im Jahr 2006 erschienenen Roman, diese „kleine Chronik des schrägen Blicks“, unter Bezugnahme auf Marcel Proust als ein optisches Instrument betrachtet, als ein Instrument, „das der Autor dem Leser reicht, damit dieser sich selbst klarer sehen kann“. Was Hermann seit je ausgezeichnet habe, sei, so Henning, auch in diesem Buch wieder zu entdecken: „Literatur gewordenes Bewusstsein eines Beobachters und Kommentators unserer sich rasant verändernden Wirklichkeit“. Dem ist nicht zu widersprechen; gleich- wohl noch folgendes hinzuzufügen:

Die Lektüre dieses Romans schärft nicht nur den Blick auf unsere Wirklichkeit, sie schärft auch den Blick auf die Fiktion der Romanwelt selbst. Wann immer Herr Faustini aus der beängstigenden Welt draußen vor seinem Haus sich wieder in dieses zurückzieht, erwartet ihn dort, es ist nicht zu übersehen, nur der Kater. Schnurrend. Und doppeldeutig. Gerade diese doppelte Beleuchtung aber, die Beleuchtung der Wirklichkeit und der Un-wirklichkeit, diese durchaus ironische Doppelbödigkeit garantiert die denkbar beste Unterhaltung im Akt der Lektüre.